

Prof. Emil Brunner

# Sollen sie also untergehen?

---

SCHWEIZERISCHES HILFSWERK FÜR DEUTSCHE GELEHRTE  
Zürich, Postfach Außersihl, Postscheck VIII 22 825

ART. INSTITUT ORELL FÖSSLI ZÜRICH

WBA 9108.4

Ansprache, gehalten an der vom Schweizerischen Hilfswerk für deutsche Gelehrte am 12. November 1934 gemeinsam mit dem Comité suisse d'aide aux enfants d'émigrés im Hörsaal III der Eidgenössischen Technischen Hochschule durchgeführten öffentlichen Veranstaltung „Flüchtlinge in Not“.

Im Juni letzten Jahres veröffentlichte ein Komitee von Professoren der Universität und der ETH Zürich, sowie andern Akademikern einen Aufruf an die Schweizer Bevölkerung, namentlich an die für das höhere geistige Leben Interessierten, um sie auf die große Not aufmerksam zu machen, die in der Gelehrtenwelt durch die politischen Ereignisse in Deutschland entstanden war, und um an ihre Hilfsbereitschaft zu appellieren. Die Ursachen dieser Not sind Ihnen allen bekannt. Über 1200 Hochschullehrer, Dozenten, Assistenten, viele Tausende von Rechtsanwälten, Ärzten, Bibliothekaren, Journalisten, Ingenieuren usw. haben ihre Stelle verloren, sind durch gesetzliche Verordnungen an der Ausübung ihres Berufes verhindert, und mußten, weil sie in ihrem Lande auf keinerlei Unterstützung hoffen konnten, zum Teil sogar gesellschaftlich boykottiert wurden, ihr Land verlassen und in anderen Ländern Zuflucht suchen. Von den eigentlichen politischen Flüchtlingen will ich nicht reden, da sie von unserer Hilfsaktion von vornherein nicht berücksichtigt werden konnten.

Ein Heer von vielen Tausenden von geistigen Arbeitern, zum Teil von internationalem Ruf, drängte sich in jenen ersten Monaten über die verschiedenen Grenzen, eine Art Völkerwanderung aus dem Norden in den Süden und Westen, vergleichbar jenem Hugenottenheer, das vor 300 Jahren in umgekehrter Richtung aus der Heimat auswanderte, um sich in fremden Ländern eine neue Heimat zu suchen. Es ist klar, daß die Schweiz für diese Deutschsprechenden der erste Gedanke sein mußte. Wir brauchen ja nicht 300 Jahre rückwärts zu schauen, um in der Geschichte unseres Landes eine Analogie zu diesem Ereignis des letzten Jahres zu finden. Es war im Jahre 1848, als infolge der Reaktion auf die mißlungene demokratische Revolution in Deutschland eine große Zahl politischer Flüchtlinge gastlich von der Schweiz aufgenommen wurden und bei uns wirklich eine neue Heimat fanden. Die hochherzige Gastfreundschaft, die damals unser Land den Vertriebenen bewies, ist nicht nur ein Ruhmestitel in unserer Geschichte gewesen, nicht nur ein moralisches Faktum, das als solches den Namen der Schweiz zu hohem Ansehen brachte und unserem Lande dauernde Sympathien in der ganzen Welt erwarb; sondern es zeigte sich auch hier das große Lebensgesetz wirksam, daß alles Geben immer auch ein Empfangen ist. Der geistige Gewinn, den die Schweiz damals aus ihrer eigenen Gastfreundschaft zog, war ein gewaltiger. Der Schweiz ist ihre Gastfreundschaft reichlich gelohnt worden, und aus dem Opfer wurde, wie so oft, ein Segen.

Diese Flüchtlinge brachten unserem Lande frische wissenschaftliche und künstlerische Impulse; sie halfen den neugebildeten Universitäten und anderen Stätten der Bildung und Forschung beim Aufbau ihrer Arbeit, ihrer Institute.

Sie brachten einen frischen und großen Zug in das geistige Leben unseres Landes, sie weckten neue Interessen und schufen dauernde Beziehungen von höchstem Wert zwischen den Vertretern des Geisteslebens der Schweiz und des übrigen Europa. Hätte ein weitblickender Staatsmann, der nichts als das Wohl des eigenen Landes verfolgte, die Folgen dieser zunächst rein uneigennützig gemeinten Hilfe vorausgesehen, er hätte aus bloßer Klugheit schon eben das tun müssen, was hier tatsächlich nicht aus Klugheit, sondern aus Menschlichkeit geschah.

So war es damals, vor fast hundert Jahren. Jetzt aber war und ist es nicht so. Das liegt zum Teil an den äußeren Verhältnissen. Diese Flüchtlinge pochten an die Tore unseres Landes in einer Zeit, wo unser eigenes Land einen schweren wirtschaftlichen Existenzkampf kämpft. Die Jahre 1933 und 1934 sind nicht wie die letzte Jahrhundertmitte eine Periode des wirtschaftlichen Aufstiegs und der Prosperität, sondern eine Periode des Abstiegs und der schwersten Existenzsorge. Auch in unserem Lande gibt es Not und Elend, gibt es vor allem Arbeitslosigkeit in einem in früheren Zeiten vielleicht nie gekannten Maße; auch bei uns selbst gibt es Akademiker genug, die schwer mit der Existenznot zu ringen haben. Man kann es darum verstehen, daß die Türen unseres Landes diesmal nicht so weit offen standen wie damals. Eine Invasion vom Norden her wäre bei unvorsichtiger Handhabung der Grenzscheulen zu befürchten gewesen. Die Instanzen, denen das Wohl unseres eigenen Landes anvertraut ist, konnten und durften nicht, auch wenn sie persönlich noch so gastfreundlich, weitherzig und human gesinnt waren, so handeln, wie die von 1848 handeln durften und konnten. Ob man nicht aber, alles wohlwogen, in unserem Lande allzu ängstlich diese Gefahren im Auge hatte und den Gedanken und Gefühlen der rein menschlichen Verbundenheit und Solidarität allzu wenig Rechnung trug, will ich Ihnen selbst zur Entscheidung anheim geben.

Schon wegen dieser vorsichtigen Handhabung der Grenztore konnte diesmal bei uns von einer Invasion nicht die Rede sein. Die Zahl von Intellektuellen, Akademikern, Gelehrten, die in unserem Lande aufgenommen wurden, kann sich, auch proportional, d. h. auch wenn man die relative Kleinheit unseres Landes in Rechnung zieht, mit der anderer Länder bei weitem nicht messen. Neben dem, was Holland, Frankreich und England für diese Emigranten tat, kommt das, was bei uns geschah, kaum in Betracht. Die Hilfe, die an sich die wirksamste und schönste wäre, jene Hilfe, die die Schweiz anno 1848 gewähren konnte — nämlich die Unterbringung der vertriebenen Gelehrten in den Bildungsstätten des Gastlandes, also die Ermöglichung der Weiterführung ihres Berufes, kam bei uns durch die Vorschriften der Fremdenpolizei von vornherein nicht in Frage. Was anderwärts in dieser Hinsicht geschah, dafür möge das Zeugnis eines der hervorragendsten Physiker unserer Zeit, Lord Rutherford, eintreten. Er sagt:

„Die Serie der politischen Revolutionen in Europa seit dem Weltkrieg hat eine große Zahl wandernder Gelehrter geschaffen; viele russische und italienische Emigranten z. B. haben unglücklicherweise ihre wissenschaftliche Laufbahn nicht fortsetzen können, da eine organisierte Hilfe fehlte. Aber es gibt viele, deren Talent und Kenntnisse nutzbar gemacht werden könnten. Und ihre Zahl ist im letzten Jahre in tragischer Weise angeschwollen, seit Deutschland Wissenschaftler aus ihren akademischen Stellungen vertrieb, weil sie Pazifisten waren oder weil ihnen jene seltsamste aller Vorbedingungen zum Leben eines Gelehrten fehlte, der arische Stammbaum. In der Überzeugung, daß die Universitäten ein eigenes Königreich sind, dessen intellektuelle Autonomie gewahrt werden muß, haben meine ausgezeichneten Kollegen vor einem Jahr (1933) den Academic Assistant Council gebildet und die Royal Society hat diesem Hilfskomitee Bureauräume zur Verfügung gestellt.“ „Die Anregung des Council, den vertriebenen Gelehrten die Fortsetzung ihrer Forschungsarbeiten zu ermöglichen, fand bei den britischen Universitäten große Hilfsbereitschaft. 178 unserer gelehrten Kollegen konnten auf diese Weise in England Aufnahme finden.“ Lord Rutherford berichtet weiter von einer Reihe aufmunternder Beweise selbstloser Hilfsbereitschaft bei den englischen Hochschullehrern. So haben sich z. B. die Dozenten der London school of economics aus eigenen Stücken entschlossen, drei Jahre lang einen Prozentsatz ihres Gehaltes an den Hilfsfonds abzuführen.

Es ist noch hinzuzufügen, daß die Arbeitslosigkeit in England prozentual die der Schweiz um ein Vielfaches übersteigt.

England steht offenbar noch jetzt auf dem altmodischen Standpunkt, den die Schweiz anno 1848 eingenommen hatte, daß letzten Endes allen naheliegenden Bedenken und Besorgnissen zum Trotz, eine derartige Hilfeleistung auch dem eigenen Lande, trotz der dadurch erforderten Opfer, ja vielleicht gerade ihretwegen, zum Wohl reichen müsse, und ich glaube nicht, daß Lord Rutherford als schlechter Rechner bekannt ist.

Ähnliches ist mir aus Frankreich und Holland bekannt geworden. Gerade Holland, das ja unvergleichlich viel stärker als die Schweiz von der wirtschaftlichen Krise erfaßt ist — man denke nur an seinen ruinierten landwirtschaftlichen Import und seinen Überseehandel — hat seine Grenzen weit geöffnet, und Paris wimmelt von gelehrten Emigranten, denen berufliche Tätigkeit wenigstens innerhalb gewisser Grenzen gestattet ist.

Von dem allem war bei uns — ich frage nicht, ob mit Recht oder Unrecht — von vornherein gar keine Rede. Die Maximen der Fremdenpolizei waren und sind eindeutig und werden konsequent gehandhabt. Jegliche private Hilfe mußte sich an diese engegezogenen Grenzen halten und sie zu verschieben war, ob's einem lieb oder leid war, ausgeschlossen. Dabei darf einmal ausgesprochen werden, daß die Ursache dafür nicht etwa bloß bei den gesetzlichen Organen, der kantonalen und eidgenössischen Fremdenpolizei, sondern vor allem bei

den Interessenverbänden der Schweizer Bevölkerung selbst liegt, die von der Fremdenpolizei eine sehr strikte Handhabung des Grundsatzes, daß kein Fremder bei uns eine Arbeit suchen oder annehmen dürfe, verlangt.

Um so dringlicher stellte und stellt sich die Frage, was denn innerhalb dieser nun einmal unverrückbaren Schranken, innerhalb dieser engen Interpretation des wirtschaftlichen Selbstschutzes in der Schweiz für die Emigranten getan werden konnte und sollte. Gestatten Sie mir, bevor ich Ihnen über die Tätigkeit und Aufgaben unseres Hilfswerkes berichte, einige allgemeine Erwägungen anzustellen. Wenn in einem Teil unseres Landes eine Naturkatastrophe — ein Dorfbrand, eine Überschwemmung, ein Bergsturz — Heimwesen vernichtet und eine größere Anzahl von Menschen um ihr Gut und ihre Erwerbsmittel bringt, so war es noch immer so, daß sofort Hilfsaktionen einsetzten. Es werden Gelder, Kleider, Lebensmittel, Hausgeräte usw. gesammelt, und noch immer wurde der, der sich mit einem warmherzigen Appell an die Bevölkerung wandte, nicht enttäuscht. Die Grenzen der Kantone, der Konfessionen usw. bildeten für diesen Hilfswillen kein Hindernis. Bei solchen Anlässen spüren wir deutlich unsere solidarische Verbundenheit mit unseren Volksgenossen. Es gibt auch dann Grämliche, die finden: es gehe jenen Leuten nicht schlechter als tausend anderen. Warum man jetzt gerade diesen helfen müsse und den andern nicht? Man könnte denken, man hätte es hier mit Menschen zu tun, denen einfach der in solchen Hilfsaktionen liegende Dilettantismus, oder richtiger gesagt, die Zufälligkeit, die all solchen spontanen Aktionen das Gepräge gibt, ärgerlich sei, die aber desto großzügiger und opferbereiter eine rationelle und sozusagen fachmännische Hilfe organisieren und ins Werk setzen. Aber das ist selten der Fall. Es geht bei diesen Menschen meistens nach dem Spruch der Marie v. Ebner-Eschenbach: Man kann nicht allen helfen, sagt der Geizige und hilft keinem.

So ist es denn bis zum heutigen Tage so, daß die wirkliche Hilfswilligkeit und Opferbereitschaft in der Regel spontan eingreift, nicht nach einem allgemeinen Menschheitsbeglückungsplan, sondern im Angesicht einer bestimmten vor Augen liegenden Not, die besonders groß und brennend ist.

Es ist die Frage, ob diese Hilfsbereitschaft an bestimmte nationale oder rassische Erfordernisse gebunden sein soll. Auf diese Frage ist einmal eine Antwort gegeben worden, die seitdem der Menschheit unauslöschlich ins Gewissen gebrannt ist. Sie kennen alle jenes Gleichnis vom barmherzigen Samaritaner im Lukasevangelium. Auf die Frage: Wer ist denn mein Nächster, hat Jesus dieses Gleichnis erzählt. Ein Kaufmann aus Jerusalem fiel unter die Räuber, wurde von ihnen ausgeplündert, halb tot geschlagen und nackt in der glühenden Sonne liegen gelassen. Zwei seiner eigenen Volksgenossen, von denen man, nach ihrem Beruf zu schließen, besondere Hilfsbereitschaft hätte erwarten sollen, gingen achtlos an dem Mann vorüber. Was ging er sie an? Sie kannten ihn ja nicht. Zuletzt kommt ein Samaritaner, d. h. ein Angehöriger

eines mit dem seinen verfeindeten Volkes, nimmt sich seiner an, pflegt ihn und sorgt für seine weitere Pflege. Gehe hin und tue desgleichen! Das war die Antwort Jesu auf die Frage: wem wir denn unsere Hilfe schuldig seien, wer denn unser Nächster sei. Die Antwort lautet: der Nächste ist der Nächste, d. h. der, der dir als ein Hilfsbedürftiger begegnet. Wer er ist, spielt dabei keine Rolle. Seine Hilfsbedürftigkeit, in der er dir über den Weg kommt, ist für dich der göttliche Anspruch an deine Hilfe. Der rationale Gedanke, daß es ja noch andere gebe, die auch der Hilfe bedürftig seien, kommt nicht in Betracht, denn er ist in der Regel nichts als eine Ausflucht und zerstört, wenn man ihn gewähren läßt, unsere Solidaritätsempfindung. Wer dem Nächsten nicht hilft, weil er den Fernsten ebenso helfen wolle, der hilft weder dem Nächsten noch den Fernsten. Die vornehm scheinende Fernstenhilfe ist nur eine Ausflucht, nicht helfen zu müssen. Aber dafür, wer der Nächste sei, gibt es wiederum keine rationalen Prinzipien: etwa der Volksgenosse oder Rassengenosse. Der Nächste hat keine andere Qualifikation, als daß er der ist, der mir über den Weg läuft, der der Hilfe dringend bedarf und dem ich, hier, jetzt, Hilfe geben könnte.

Es ist wahr: viele unserer eigenen Volksgenossen sind auch in großer Not. Wer unter uns schon so vielen zu helfen hat, daß er mit gutem Gewissen sagen kann: ich kann nicht mehr, dem gilt unser Aufruf nicht.

Wenn ich sagte, daß unsere Fremdenpolizei dafür sorgte, daß keine Invasion von Emigranten stattfand, so ist das nicht so zu verstehen, daß nicht doch zahlreiche von diesen wandernden Akademikern auch zu uns den Weg fanden, und daß es bis heute unter uns eine Emigrantennot gibt, die, wenn man sie konnte, zweifellos viele von uns zu werktätiger Hilfe herausfordern würde. Diese Not war vor anderthalb Jahren so groß, daß wir es wagten, mit einem öffentlichen Aufruf an unser Volk zu gelangen. Der Aufruf blieb nicht ohne Erfolg. Mehrere tausend Franken kamen zusammen. Man kann sagen: ein Tropfen auf einen heißen Stein. Das Bild ist falsch. Wer einem Menschen, einem einzigen unter tausend, die Not leiden, das Leben retten kann, der gibt nicht einen Tropfen auf einen heißen Stein. Der rettet eben einen Menschen. Die Hilfe ist nicht, wie der Tropfen auf den heißen Stein vergeudet, sondern die Hilfe ist real und entscheidend für den, dem sie zuteil wird. Daß nicht alle andern ihrer teilhaftig werden, ist kein Grund, warum nicht dieser eine sie empfangen soll.

Ich bin Ihnen Rechenschaft schuldig darüber, was das Hilfswerk, das auf jenen wie immer bescheidenen Mitteln sich aufbaute, mit dem ihm Anvertrauten getan hat. Ich möchte nur eins vorweg sagen: Wenn man die Dossiers von Dankesbriefen, die wir erhalten haben, durchgeht, so möchte man heulen vor Scham darüber, wie unendlich viel Leid mit ein paar lumpigen tausend Franken gestillt, wie unendlich viel Dankbarkeit mit Unterstützungssummen von 300 oder 100, ja auch nur 50 Franken geschaffen werden kann.

Ich habe hier eine Kartothek, enthaltend einige 70 Namen. Sie ist, in ihrer nüchternen Tatsachenhaftigkeit, ein erschütterndes document humain. Ich gehe sie in alphabetischer Reihenfolge durch, an irgendeinem Punkte anfangend, um Ihnen einen kleinen Begriff zu geben, welcher Art Leute es waren, die sich an uns wandten: Dr. NN, Chemiker; Dr. NN, gewesener . . . (es folgt der Name eines hohen politischen Amtes); Prof. NN, von der Universität X,; Frä. NN, med. Praktikantin; Dr. NN, Journalist; Dr. NN, Ingenieur; Dr. NN, Arzt; Prof. . . . (folgt ein berühmter Name); Dr. NN, ohne weitere Notiz; Dr. NN, Dr. med. usw. Ich bin getreulich dem Alphabet gefolgt und so geht es durch die ganze Kartothek.

Alle Fakultäten sind vertreten, alle akademischen Berufe; es sind sehr junge Leute dabei und sehr alte, verheiratete und ledige, kinderlose und solche mit Kindern. Der Nationalität nach ebenfalls eine reiche Musterkarte. Selbstverständlich die Mehrzahl Ausländer, aber doch auch eine Anzahl Schweizer — in großer Bedrängnis —, die ihre Stellung, zum Teil sehr hohe Stellung, in Deutschland verloren haben.

Der Rasse nach: natürlich eine große Zahl Nichtarier, aber durchaus nicht die Mehrzahl. Nach der Konfession haben wir nicht gefragt. Aber in einem Falle hat sie sich uns aufgedrängt. Denn die heimatlosesten Menschen, die es heute wohl in Europa gibt, sind: die nichtarischen Christen. Für sie will niemand sorgen, die Christen nicht weil sie Nichtarier, die Israeliten nicht, weil sie Christen sind.

Nebenbei sei hier eine Spezialfrage beantwortet. Was sollen wir Juden helfen, wo es doch in Deutschland reiche Juden genug gibt, die für ihre Rasse und Religionsgenossen sorgen könnten? Es war ein Deutscher, der mir dies sagte. Da es ein Mensch von unzweifelhafter persönlicher Hilfsbereitschaft ist, wagte ich nicht, ihm zu antworten, was ich sonst wohl geantwortet hätte: es wurden nach dem Kriege in der Schweiz hunderte von deutschen Kindern aufgefüttert und neu bekleidet, während deutsche Kurgäste unsere teuersten Engadiner Hotels füllten. Und es war recht so. Was vermögen sich die Armen dafür, daß die, die die nächste Pflicht hätten, sie zu versorgen, dies nicht tun! Und überdies: die Judenschaft Deutschlands und der Schweiz bringt Opfer, die uns Christen nur beschämen können.

Was hat nun unser Hilfswerk denen, deren Namen diese Kartothek enthält, geholfen? Was tut das Hilfswerk?

Zuerst: Was tut es nicht. Es herrschen darüber, wo man überhaupt etwas davon gehört hat, ziemlich abenteuerliche Vorstellungen. Das Hilfswerk versucht nicht, diesen Menschen in der Schweiz Anstellungen zu verschaffen.

Es folgt also, aus den angegebenen Gründen, nicht dem Beispiel der englischen Universitäten und anderer außerschweizerischer Hilfsvereine. Es kann das nicht, die Fremdenpolizei nimmt uns diese Frage ab.

Es gibt nicht ausländischen Studenten Geld, um ihre Dissertationen

drucken zu lassen oder hier studieren zu können. Es unterstützt überhaupt keine Studenten, weil dazu die Mittel fehlen.

Es gibt nicht Gelehrten, die gern eine wissenschaftliche Arbeit publizieren würden, aber es nicht können, die Mittel um es zu tun. Das Hilfswerk ist — wiederum im Unterschied zu dem, was ich Ihnen von Lord Rutherford vorgelesen habe — gar nicht in der Lage, die wissenschaftliche Forschung als solche, dadurch, daß es Gelehrte in ihrem Beruf erhält, zu fördern. Dazu sind seine Mittel viel zu bescheiden, und dazu fehlt es wiederum an den gesetzlichen oder polizeilichen Möglichkeiten.

Sondern, um es mit einem Worte zu sagen: das Hilfswerk sorgt dafür, daß diese Gelehrten und andere Akademiker nicht verhungern müssen. Das ist der Inhalt, der zwischen den dünnen Eintragungen meiner Kartothek hier, wenn man sie durch die dicken Dossiers der Korrespondenz ergänzt, zu lesen ist.

In einigen Fällen ist ihm freilich auch eine sozusagen produktive und darum erfreulichere Hilfeleistung möglich geworden. So hat es dazu mithelfen dürfen, Dozenten verschiedener Fakultäten nach einer auswärtigen Universität zu schicken, wo ihnen — namentlich in Konstantinopel — eine Anstellung winkte. Oder es hat anderen, die nicht an einer Universität tätig waren, das Reisegeld geben können, daß sie eine in einem anderen Lande Europas angebotene Stelle übernehmen konnten, was ohne diese Hilfe nicht möglich gewesen wäre.

Der Zustand, in dem uns diese Auswanderer um Hilfe angegangen haben oder uns sonstwie in den Weg kamen, ist oft ein unglaublich verzweifelter. Denn wir dürfen nicht vergessen: zur materiellen Not kommt in der Regel bitterste seelische Not. Diese Menschen sind ja nicht nur um ihren Lebensunterhalt gebracht; sie haben mit ihrer Stellung ihre Arbeit, d. h. einen großen Teil ihres Lebenssinnes, ihre Volkszugehörigkeit, ihre politischen Rechte, ihre soziale Verbundenheit mit ihresgleichen verloren. Es ist keine Kleinigkeit, wenn einer, der ein angesehenener Rechtsanwalt war, froh wäre, eine Stellung als Hotelportier zu erhalten. Und viele haben nicht nur so gut wie alles verloren, sondern zum Teil auch Schreckliches erlebt, davon wir nicht reden dürfen. Es gibt solche, die von dem, was sie erlebt haben, so mitgenommen sind, daß sie nicht einmal mehr fähig sind, selber Hilfe zu suchen. Wenn nicht andere sich ihrer annähmen, gingen sie einfach zugrunde, oft samt ihren Familien.

Die häufigste Notiz in meiner Kartothek lautet lakonisch: Notlage. Hinter diesem Wort verbergen sich die erschütterndsten Tatsachen, von denen niemand Kenntnis haben könnte, ohne zu wissen: hier muß man helfen, hier gibt es kein Ausknäufen, mit noch so guten Gründen.

Die Hilfe, die wir bieten konnten, war in jedem Falle sehr bescheiden. Es handelte sich fast immer darum, für eine bestimmte Zeit Menschen über Wasser zu halten, die sonst untergingen, bis sich ihnen irgendwo eine Verdienstmöglichkeit oder sonstige Hilfe zeigt. In einigen Fällen war es möglich, für

Wissenschaftler, mit Einwilligung der Fremdenpolizei, Assistentenstellen zu schaffen, die sonst nicht geschaffen worden wären, indem ein immer äußerst bescheidenes Stipendium ausgerichtet wurde, also sozusagen Volontärassistenzen, mit unterstem Existenzminimum. Aber dies nur in Fällen, bei denen keinerlei — auch nicht entfernteste Konkurrenzierung einheimischer Kräfte hätte zum Vorwurf gemacht werden können. Oder wieder gelang es, in Form von kleinen Honoraren für freie Vortragszyklen Hilfe zu geben. In nicht wenigen Fällen handelte es sich um dringend nötige ärztliche Hilfe.

In jedem Falle wurden über die zu Unterstützenden genaue Erkundigungen eingezogen und infolge von Erkundigungen in mehreren Fällen die Unterstützung verweigert.

Die Beträge, die ausgerichtet wurden, sind in jedem Falle sehr bescheidene.

#### Nun einige konkrete Fälle:

Ein in Deutschland sehr bekannter Rechtsanwalt hat seine Vaterstadt fluchtartig verlassen, „ich bedurfte bisher (März 1934) keiner Unterstützung, obgleich ich meines Vermögens restlos beraubt worden bin, da ich von vermöglichen Verwandten noch geringe Zuschüsse erhielt, vom 1. April an hört das auf. Nur meine beiden kleinen Kinder wurden in dankenswerter Weise von einer hiesigen Organisation für ein Jahr untergebracht“, wofür er immerhin 50 Franken im Monat aufbringen muß. „Für mich persönlich komme ich mit 100 Franken im Monat aus“, er könne davon sogar noch etwas seiner geschiedenen Frau abgeben. Vom 1. April an sei er von Mitteln gänzlich entblößt und bitte darum um möglichst rasche Hilfe.

Ein deutscher Pfarrerssohn, Mittelschullehrer und wissenschaftlicher Schriftsteller, wegen seinen Anschauungen aus dem Staatsdienst entlassen, seine Pension ist ihm gesperrt worden, er lebt in einem Dorf in der Waadt: „Meine Geldmittel sind erschöpft... Ich bemerke noch, daß ich verheiratet bin und einen 19jährigen Sohn habe. Meine Frau lebt mit mir in N. und ist, wie auch mein Sohn, ohne eigenes Einkommen.“

Ein ehemaliger Rechtsanwalt hofft als landwirtschaftlicher Arbeiter in der Schweiz unterzukommen, wartet an der Schweizer Grenze. Hat bisher von Familienfreunden ein wenig erhalten, was er aber seiner Mutter abgegeben hat, die mit seinen drei jüngern Brüdern im bittersten Elend lebt. „Ich selbst erhalte von keiner Seite irgendwelche Mittel. Da meine Lage also einfach verzweifelt ist, wende ich mich an Sie mit der Bitte, mir aus Ihrem Fonds eine Unterstützung zu gewähren, die es mir ermöglicht, wenigstens über die nächsten Wochen hinwegzukommen.“ Sein jetziger Barbestand ist 7 Franken. Er bittet dringend um rasche Hilfe.

Ein Akademiker, der unter dem alten Regime eine hohe Stellung innehatte, ist in bitterste Not geraten. „Ihre Mitteilung, daß der Vorstand des Schweizer Hilfswerkes mir aus meiner Not zu steuern, für 6 Monate je 150 Franken bewilligt habe, ist mir sehr zu Herzen gegangen, bin ich doch nun der schwersten Sorgen überhoben und auch in der Lage, verpfändete Wertstücke im Laufe der Zeit wieder einzulösen.“ Herzlichste Dankesbezeugungen.

Eine sehr bekannte soziale Schriftstellerin schildert die traurige Lage ihrer Geschwister, die um ihretwillen — wegen ihrer sozialpolitischen Schriftstellerei usw. — in bitterste Not geraten sind. Sie selbst ist schwer krank, hat ihr bißchen Erspartes aufgezehrt, ist jetzt völlig mittellos. Das Sekretariat des Hilfswerkes schrieb an eine auswärtige Organisation: „Wenn ihr nicht geholfen werden kann, kommt Frau Dr. N. in eine verzweifelte Lage. Ich bitte deswegen um rascheste Erledigung meines Gesuches.“ Das Gesuch hatte Erfolg.

Ein Hochschuldozent, der in D. seine Stellung verloren hat und, völlig mittellos, vom Hilfskomitee unterstützt wurde, schreibt uns: „Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen meinen tiefstgefühlten Dank für diese eingreifende und, wie ich jetzt hoffen zu dürfen glaube, entscheidende Hilfe ausspreche. Sie kommt mir in einem Augenblick zugute, wo ich wirklich endgültig verzweifeln zu müssen glaubte. Denn die materielle Lebenskrise ist nun derart zugespitzt worden, daß meine Existenz ohne alle Übertreibung einer endgültigen Katastrophe tatsächlich sehr nahe war. Ihre Hilfe bedeutet mir in dieser Lage nicht nur eine moralische Ermunterung, sondern auch die faktische Ermöglichung, den Kampf um meine Existenz neu aufzunehmen.“ Es besteht gute Aussicht, daß, wenn er über ein paar Monate hinweg Hilfe bekommt, nachher seine schriftstellerische Arbeit ihn wird ernähren können.

Zum Schluß als Stimmungsbild eine Postkarte aus Italien. Hilfe war hier von uns aus nicht möglich, da wir nur in der Schweiz Ansässige unterstützen können.

„Im Namen meiner Frau, die an den Folgen eines Gallenanfalles noch zu leiden hat, danke ich Ihnen für Ihren lieben Brief. Wir haben also endlich einen ruhenden Punkt in einer eigenen, billigen Wohnung gefunden, aber seit zwei Tagen geht es uns verzweifelt schlecht. Wir waren gezwungen, 14 Tage im Hotel zu wohnen, da möblierte Wohnungen nicht zu haben waren“. Es besteht Aussicht, daß ein Roman aus der Feder seiner Frau ordentliches Honorar einbringt, „wenn wir nicht die leider berechtigte Furcht haben müßten, daß wir kurz vor dem Ziel verhungert auf der Strecke bleiben.“ Er bittet um Entschuldigung, daß er nochmals um Hilfe bitte, „aber es ist wirklich so schlimm, daß wir zu verhungern drohen. Das Geld für diese Karte haben wir uns aufs schwierigste zusammengeborgt, wie jeder Tag ein Kampf ist um Milch und Essen für das Kind und uns.“

Das sind ein paar Bilder aus unseren Aktenmappen. Seit vielen Wochen lauten alle Eintragungen auf unserer Kartothek gleich: wegen Mittellosigkeit kann das Gesuch nicht bewilligt werden. Ein hoher Stoß solcher unbewilligter Gesuche liegt auf unserem Sekretariat, das gratis arbeitet.

Meine Damen und Herren: darum wenden wir uns an Sie. Wir müssen wieder Mittel haben, einige tausend Franken. Wir dürfen diese Menschen nicht einfach verhungern lassen. Helfen Sie uns. Sie haben Einzahlungsscheine erhalten. Füllen Sie sie aus mit einer möglichst hohen Ziffer. Aber lassen Sie es nicht dabei sein Bewenden haben. Fragen Sie sich in diesem Moment: wem kann ich von dieser Not erzählen? Schreiben Sie sich die Namen auf und tun Sie die Gänge heute oder morgen noch. Tragen Sie sich ein in die Liste der Mitglieder des Schweizerischen Hilfswerkes mit einem Mindestjahresbeitrag von 10 Fr. (Schweiz. Hilfswerk für deutsche Gelehrte, Postfach Zürich-Außersihl). Wissen Sie jemanden, der ein freies Zimmer hat, so melden Sie das entweder Frau Prof. v. Gonzenbach oder meiner Frau. Setzen Sie Ihren Ehrgeiz darein, mindestens einige, wennmöglich viele, als Mitglieder oder für einen einmaligen höheren Beitrag zu gewinnen. Aber auch kleine Beiträge sind von solchen, die eben nicht mehr leisten können, hoch willkommen. Verzeihen Sie mir, daß ich den Klingelbeutel so unverschämt schütteln muß. Aber die Not ist groß und es sollte rasch geholfen werden. Sie sollen nicht untergehen! Wir haben den Notschrei gehört, wir lassen den Mann nicht auf der Straße liegen, wir gehen nicht vorüber. Ich danke Ihnen.

Emil Brunner